

Elegische Fremdgänge. Wahlverwandte Dreiecksbeziehungen in der späten Lyrik von Rilke, Benn und Brecht

Edwin Lüer

Wo elegische Töne vernehmbar, sind die Neider und Eifersüchtigen fern. Lange vor Schopenhauers Empfehlung zur Bescheidenheit, als sichersten Schutz gegen den immer neidischen Bund der Mittelmäßigen, war den Griechen jene Weisheit im Verkehr mit der höheren Welt der Götter vertraut. Bloß keinen Ärger einhandeln mit der launischen und scheelsüchtigen Art der Olympier,¹ die dem Menschen das kleinste Glück eifersüchtig nachtragen. Geburtsstunde des geheichelten Unglücks, und schlechte Zeiten für Phäaken. Wehrhaftigkeit und Kampf ums Erreichte ist das andere Mittel. „Wo eine Helena, dort ein Troja.“ (HENKEL 1978: 1074)²

Im Unterschied zum Neid „liegt der E[ifersucht] ein Dreiecksverhältnis zugrunde“ (KASPER 1995: 526).³ Mit der Sprengung des dialogischen Prinzips ist die herkömmliche Täter/Opfer-Relation ohne Brüche nicht mehr aufrecht zu erhalten. Seitens der Mathematik könnte man sagen: Das Teilen wird schwieriger. Der Satz vom ausgeschlossenen Dritten und auch Freuds ‚Bedingung des bestrafenden Dritten‘ machen zwischenmenschliche Sachverhalte kompliziert und soziales Leben spannend. Droht allerdings von der affektiven Seite her der Kollaps, raten Plato und auch moderne Eheberater zur Kardinaltugend der Besonnenheit. Man weiß, das ist der Stoff, aus dem Tragödien gemacht sind, und die sind eher gewünscht auf der Textebene. Werther, immer noch das Zugpferd der deutschen Literatur in Sachen ‚unglückliche Liebe‘, hatte es mit militärischer Strenge und dem Mut des Stürmers und Drängers schließlich auf den Punkt gebracht: „Eins von uns dreien muss hinweg, und das will ich sein!“ (GOETHE 1981: 104) Letztlich eine fatale Fehlinterpretation der Sachlage seitens Werther, aber schon Freuds ‚Urszene‘, nach der das Kind – das elterliche Liebesspiel eifersüchtig wahrnehmend – Sexualität als väterliche Aggression gegen die Mutter deutet, beruht auf einem kindlichen, nichtsdestotrotz gravierenden Missverständnis. Eifersucht scheint jedenfalls, wie kein anderer Zustand, an die Kunst

1 In abergläubischen Vorstellungen sind es ebenso Götter, die eifersüchtig sein können. Der Glaube an die zerstörerische Kraft des Gefühls hat sich im Bild vom „fressende[n] Neid“ gehalten (BÄCHTOLD-STÄUBLI 1934/35: 995).

2 An anderer Stelle wird die zerstörerische Kraft des Argwohns bei Cephalus und Procris lehrhaft kommentiert: „A matrimonio absit svspicio.“ (HENKEL 1978: 1592)

3 In älteren theologischen Lexika wird der Begriff oft gar nicht erst aufgeführt, findet aber hier Beachtung in erster Linie als Bezeichnung eines sozialen Phänomens, das „in der Furcht, etwas zu verlieren, was man bereits besitzt“ (KASPER 1995: 526) wurzelt. Selbst kein ‚Motiv‘ im Sinne eines Beweggrundes – wie z. B. für die Kriminalistik –, ist die Eifersucht auf ihre Motive hin zu befragen und nicht pauschal als Haltung zu bewerten. „Insofern es der E. um die Stabilität u. Exklusivität menschl. Beziehungen geht, wirkt sie sozial stabilisierend u. kann als wichtiger Regulator soz. Interaktion bezeichnet werden“ (KASPER 1995: 526). Zur Etymologie und den Bedeutungszusammenhängen des Wortes ‚Eifersucht‘ (zelotypia, invidia, rivalitas) (GRIMM 1999: 91).

des Deutens und Auslegens heran zu führen. Aber auch ohne den faktischen Dritten lebt die Eifersucht nicht selten vom Glauben an einen emotionalen Synergieeffekt. Landläufig als definitiver Liebesbeweis geltend und mitunter herbeigesehnt, hat sie ihren informativen Wert allerdings meist schnell ausgespielt und beginnt lästig zu werden, wenn sie sich nicht ‚verabredungsgemäß‘ an die Regeln des Tausches von meist unausgesprochen Zugestandenem hält.⁴

Erst mit dem feinfühligem Kierkegaard, der den Neid mit dem alltäglichen ‚Volkssport‘ des Neidisch-Machens gleichsetzte, geben sich das Eifersüchtigsein und das Eifersüchtigmachen als durchaus miteinander verwandt zu erkennen. Angst und Furcht sind beide ständige Begleiter. Als zentrale Begriffe im Denken Kierkegaards wurden sie ein Ferment der Herzwort-Lyrik Rilkes, sie konturieren den ständigen nihilistischen Schlagschatten, den die um Statik bemühte Poesie Benns wirft, und – wenngleich sicher im geringeren Umfang durch Kierkegaard vermittelt – Angst und Furcht gehören bei Brecht zur politischen Anthropologie seiner Gedichte. Merkwürdig im Übrigen, dass bei aller Verschiedenheit, alle drei Genannten auf Frauen eine faszinierende Wirkung ausübten; sowohl Rilke, trotz einer teilweise geradezu femininen Haltung, als auch Benn, trotz seiner pyknischen Behäbigkeit, die ihn zeitlebens über Müdigkeiten klagen ließ, und auch Brecht, trotz seines schülerhaften Aussehens und allseits bescheinigtem Mangel an Geschmack in Bekleidungsfragen. Lohnt es sich bei solchem Triumvirat, das nicht nur auf dem Feld der Lyrik auf Eroberungen verweisen kann, überhaupt, nach Eifersucht zu suchen?

Gerade bei Stilfragen der Lyrik und solchen, die sich um eine Art Eigentlichkeit im Ausdruck bemühen – von Adorno seinerzeit als Jargon decouviert – gehören Eifersüchteleien als Miniatur-Dubletten der großen Schwester ‚Eifersucht‘ zum Selbstbehauptungsprogramm innerhalb des literarischen Betriebs. Sind diese noch verantwortlich für gewisse liebenswürdige Eitelkeiten, die der Zunft der Poeten gerne angeschrieben werden, findet die Eifersucht innerhalb moderner Lyrik ihren Wirkungsraum im Rahmen einer generellen Dramatisierung von Zurückweisung personaler Identität. Die philosophisch-stilvolle Frage, ob überhaupt etwas sei, über dessen Beständigkeit zu reden sich lohne, sieht sich dabei von vornherein mit der These verständigt, alles sei im Schwinden begriffen. Dasein enthüllt sich im lyrischen Wort als eine Art Getrenntsein schlechthin. Mit der gleichen Beharrlichkeit, mit der moderne Lyrik um das Unverlierbare bemüht ist, formuliert sie Gedichte nicht selten als Verlustanzeigen oder Totalausverkäufe und zählt die Entlarvung von Pseudo-Intimitäten zu den Stärken ihres Geschäfts. Der elegische Dichter und der Eifersüchtige teilen dabei eine Erwartungshaltung, die zu neurotischer Unsicherheit führen muss: Beide rechnen mit dem Schlimmsten als dem Wahrscheinlichsten. Tritt es wider Erwarten nicht ein, fühlen sie sich in ihrer Erwartungshaltung betrogen und in der prophetischen Ehre verletzt.

4 Nach christlichem Ideal allerdings ist die Liebe „langmütig und freundlich, die Liebe eifert nicht,“ wie das Hohelied der Liebe mahnt; vgl. 1. Cor 13.

Der Dichter der beginnenden Moderne – und zu ihnen zählt Rainer Maria Rilke in vielfacher Hinsicht mit den *Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge* im Skopus einer Theorie des Romans – fürchtet daher ein Eingeständnis möglicher eifersüchtiger Motive wie der Teufel das Weihwasser, denn Anspruch auf Besitz und der Wunsch nach Wahrung desselben entlarven den künstlerischen Gedanken als bürgerlichen, und gegen den revoltiert nicht erst das beginnende 20. Jahrhundert. So besteht für Rilkes Titelhelden Malte Laurids Brigge – im Blick auf die Legende des verlorenen Sohnes – das Problem darin, es in bürgerlichen Zusammenhängen durchzusetzen, nicht geliebt werden zu wollen. Diese Verkehrung biologisch-psychologischer Grundeinsichten und der daran sich anknüpfenden bürgerlichen Ökonomie und Moral wird für Rilke der zweifelsfreieste Beweis seiner künstlerischen Identität. Dass es in Sachen Liebe und Eifersucht zwischen Bürgern und Künstlern nur zu Missverständnissen kommen kann, ist die letzte Einsicht dieses ersten modernen Romans deutscher Sprache:

Sie legten sein Ungestüm nach ihrer Weise aus, indem sie verziehen. Es muss für ihn unbeschreiblich befreiend gewesen sein, daß ihn alle missverstanden, trotz der verzweifelten Eindeutigkeit seiner Haltung. (RILKE 1987j: 946)

Zur Entstehungszeit dieses Romans und nur wenige Wochen nach seiner Vermählung mit Clara Westhoff formuliert Rilke seine Ansichten über die Künstler-Ehe:

Es handelt sich in der Ehe für mein Gefühl nicht darum, durch Niederreißung und Umstürzung aller Grenzen eine rasche Gemeinsamkeit zu schaffen, vielmehr ist die gute Ehe die, in welcher jeder den anderen zum Wächter seiner Einsamkeit bestellt, und ihm dieses größte Vertrauen beweist, das er zu verleihen hat. Ein *Miteinander* zweier Menschen ist eine Unmöglichkeit und, wo es doch vorhanden scheint, eine Beschränkung, eine gegenseitige Übereinkunft, welche einen Teil oder beide Teile ihrer vollsten Freiheit und Entwicklung beraubt. (RILKE 1980: 29)

Furcht vor der möglicherweise vereinnehmenden Nähe des Anderen kennt Verlustangst nur als Angst vor dem Verlust von Freiheit. Die Popularität von Rilkes *Liebestied* (1907) gründet nicht zuletzt auf diesem Ethos der nicht Besitz ergreifenden Liebe (RILKE 1987a: 482). Radikaler hat es Rilke nur noch ein Jahr später im *Requiem für eine Freundin* (1908) formuliert:

Wo ist ein Mann, der Recht hat auf Besitz?
 Wer kann besitzen, was sich selbst nicht hält,
 (...).
 Denn das ist Schuld, wenn irgendeines Schuld ist:
 die Freiheit eines Lieben nicht vermehren
 um alle Freiheit, die man in sich aufbringt.
 Wir haben, wo wir lieben, ja nur dies:
 einander lassen; denn dass wir uns halten,
 das fällt uns leicht und ist nicht erst zu lernen. (RILKE 1987b: 654)

Dies lässt sich lesen als Plädoyer gegen jedes eifersüchtige Gefühl, das der intendierten Reinheit des Fühlens auch als einem Bekenntnis zur lyrischen Qualität

nur im Wege stünde. Dieser Unverfälschtheit des Gefühls Ausdruck zu geben, ist das Credo, aus dem heraus Rilke fast im Duktus einer Gebetsprache dichtet. Die Klage darüber, „dass wir in unserem Dasein die heile Ganzheit des vorbehaltlosen, selbstlosen Fühlens nicht aufbringen,“ (GADAMER 1967a: 183) führt ihn später, in den *Duineser Elegien*, wo es „um die Urkraft des menschlichen Herzens, sein Versagen vor der Aufgabe, sich ganz seinem Fühlen hinzugeben“ (GADAMER 1967b: 196) geht, zur mythopoietischen Umkehrung, sofern das, was dem Herzen zu fühlen möglich ist (ohne es innerweltlich realisieren zu können), mit dem Rilkeschen Engel Gestalt annimmt.

Noch im gleichen Jahr dichtet Rilke den gegen Ende des folgenden Krieges neben Thomas Manns Wort vom „Schicksalsrausch“ so oft zitierten Trostvers: „Wer spricht von Siegen – Übersteht ist alles!“ (RILKE 1987c: 664). Aus diesem vertrackten Heroismus spricht Gelassenheit gegenüber Dingen, die ohnehin nicht zu ändern sind. Der in ihm anklingende Nihilismus ließ ihn zu einem immer wieder zitierten Motto bei Gottfried Benn werden. Benn, der eine autobiographische Darstellung mit dem Titel *Doppelleben* versieht, behauptet von sich, seine Existenz habe eine interessante und eine uninteressante Seite; die uninteressante sei sein Leben; dies teile er mit seiner Generation:

Wir lebten etwas anderes, als wir waren, wir schrieben etwas anderes, als wir dachten, wir dachten etwas anderes, als wir erwarteten und was übrigbleibt, ist etwas anderes, als wir vorhatten. Die Einheit der Persönlichkeit ist eine fragwürdige Sache. (BENN 1950: 152)

Benn, beruflich durch medizinische Analysen geschult, hielt nichts von Synthesen, heiratete dennoch 1914, mit einer ähnlichen Leichtfertigkeit wie Rilke in noch jüngeren Jahren, und schrieb 1921 wenig charmantes in einem Lebenslauf:

Unmöglich, noch in einer Gemeinschaft, zu existieren, unmöglich, sich auf sie zu beziehen in Leben und Beruf; zu durchsichtig die Wrackigkeit ihrer antithetischen Struktur, zu verächtlich dieser ewig koitale Kompromiss embonpointaler Antinomien [...]. Einerseits und andererseits die verbissenste Individualität bis in den Dreck der Fingernägel und zu sozialen Kompromissen gezwungen vom Fressen bis zum Koitus, ewig diese mediokre Balance und diese generell ewig positive Latenz. (BENN 1987a: 129f.)

Ein Jahr später, jener Lebenslauf erscheint als Nachwort zu seinen *Gesammelten Schriften* (1922), stirbt seine erste Frau an einem Gallenleiden. Der Vorwurf der Untreue hat Benn nie belastet bis auf den seitens der schriftstellerisch tätigen Kollegen aus dem Exil, er begehe durch seinen Entschluss, Deutschland trotz Nazi-Diktatur nicht zu verlassen, Verrat am deutschen Geist. Als sanfter Wüstling und Lebemann im frivolen Berlin ist für ihn physische Treue ein Ammenmärchen und Liebe ein „Surrogat für Unproduktive“ (LENNIG 1962: 69). Kreißsäle und selbst Krebsbaracken sind „als schwefligste Kontrafaktur alles dessen, was einmal romantisches Liebeswerben hieß“ (RÜHMKORF 1995: 213) Begegnungsstätten des Sexuellen und Geschlechtlichen. Fremdgehen und Vermeidung von Kränkung und Eifersucht des Anderen ist für Benn eine Frage der Organisation:

Im Augenblick beschäftigen mich die Fehlritte in glücklichen Ehen. Treue ist ein so ungeheuer innerlicher Prozess, dass man ihn nicht lehren oder verkünden kann. Für die Praxis gilt meine Maxime: gute Regie ist besser als Treue. Den Partner schonen, nichts merken lassen, kein Wirklichkeitsfanatismus an die Stelle! (BENN 1964: 123)⁵

Praktiziertes Doppelleben eines um das Wohl seiner Patienten sich sorgenden Arztes. Anders Bertolt Brecht, der über sein Dichten sagte, er müsse erst die Krankheit kennen, bevor er von Heilung spreche. Im berühmten Selbstporträt *Vom armen B. B.* (1922) begegnet er den Ansprüchen auf Treue vorsichtshalber prophylaktisch:

In meine leeren Schaukelstühle vormittags
Setze ich mir mitunter ein paar Frauen
Und ich betrachte sie sorglos und sage ihnen:
In mir habt ihr einen, auf den könnt ihr nicht bauen.
(BRECHT 1988c: 120)

Im bekannten Eifersuchtsduett, das Lucy und Polly in der *Dreigroschenoper* (1928) singen, zweifeln beide an der Liebe von Mackie Messer, dessen Waffe nicht zu sehen ist und dem man nichts beweisen kann - wie die Moritat schon im Vorspiel aufklärt. Gemeinsam wird die Passage gesungen, in der beide Frauen unmissverständlich ihre Kampfbereitschaft demonstrieren; jede für sich und doch gleichrangig in Text und Melodie durch das Unisono:

Mackie und ich, wir lebten wie die Tauben
Er liebt nur mich, das lass ich mir nicht rauben.
Da muss ich schon so frei sein
Das kann doch nicht vorbei sein
Wenn da so 'n Mistvieh auftaucht!
Lächerlich! (BRECHT 1967a: 451)

Kräftige Sprache, die nicht für die atmosphärische Verdichtung großer Gefühle gebaut ist, vielmehr von den Akteuren Entscheidungen erzwingt, wie es von Brechts Seite für die epische Form des Theaters vorgesehen war. Das gestische Prinzip bei Brecht meint, dass die Moral noch zu entdecken ist. Wer sie bei ihm dennoch von der Bühne her erhoffte, den pflegte Brecht seit *Trommeln in der Nacht* (1922) mit einem Schild eingangs des Theaters zu wecken, auf dem geschrieben stand: „Glottz nicht so romantisch“. Denken und Handeln werden vom gesellschaftlichen Sein bestimmt. Fehlritte und Fremdgänge sind auf innergesellschaftliche Zusammenhänge ursächlich rückführbar, sofern sie zur bürgerlichen Illusionsmaschine gehören. Der Eifersüchtige dramatisiert, statt zu argumentieren, und verfehlt damit die Einsicht Platons, dass der Weise in seiner höchsten Form undramatisch ist. Er konserviert Empfindungen, statt sich zu Erkenntnissen zu treiben, und setzt als bekannt voraus, was eine nähere Be-

5 „Alle die Verschlagenheiten, / das Grinsen ins Gesicht von jemandem, / den du dir erhalten willst, / aber auch nicht die Wahrheit über dich sagen, / nicht fühlen lassen das Rohe, das Schielen, den Verrat, / vor allem, weil du selber gar nicht weißt, / was Schielen und Verrat eigentlich ist, / dies ganze Gewebe aus List, Unzucht und Halbtränen – / (...).“ (BENN 1982h: 410)

trachtung am Meisten lohnen würde. Schuldig ist bei Brecht ohnehin nur der Nicht-Lernende. Ein solcher war Brecht nie, und so zählen für den Aktionisten zu den letzten Versen *An die Nachgeborenen* (1939) auch die folgenden:

Auch der Hass gegen die Niedrigkeit
Verzerrt die Züge.
Auch der Zorn über das Unrecht
Macht die Stimme heiser. (BRECHT 1988a: 47)

Späte Einsichten eines in Partnerschaftsfragen mit eher unbürgerlichen Varianten sympathisierenden Mannes, dem Innerlichkeit als Ausrede der Denkfaulen immer verdächtig blieb. Als „homo viator“ ohnedies ein Nichtsesshafter, teilen viele seiner Gedichte – mit denen anderer Expressionisten – ein geheimbündnerisches Einverständnis mit den Losungen der barocken Welt: „vanitas“ und „carpe diem“. Vergänglichkeit ist eines der großen Themen in Brechts Lyrik, und wenn in der Liebe auf irgendwas Verlass ist, dann auf sie selbst, nicht auf die, die von ihr heimgesucht werden:

Ihr fragt, wie lange sind sie schon beisammen?
Seit kurzem. – Und wann werden sie sich trennen? –
Bald.
So scheint die Liebe Liebenden ein Halt.
(BRECHT 1967b: 536)

Ist, neben der tiefen Skepsis eines erklärten Experimentators gegen alles Bestehende, es nicht auch eine Selbstverständlichkeit im sozialistischen Geiste, sich ein Gefühl wie das der Eifersucht zu verbitten? Was mein ist, ist auch dein, und wenn auch das folgende Gedicht, *Der Kirschbaum*, sich zunächst in aller Eindeutigkeit im politischen Sinne als genossenschaftliche Parabel anträgt, lese ich in ihm eine Absichtserklärung in Sachen Eifersucht:

An einem frühen Morgen, lange vor Hahnenschrei,
Wurde ich geweckt durch ein Pfeifen und ging zum Fenster.
Auf meinem Kirschbaum - Dämmerung füllte den Garten –
Saß ein junger Mann mit geflickter Hose
und pflückte lustig meine Kirschen. Mich sehend
Nickte er mir zu, mit beiden Händen
Holte er die Kirschen von den Zweigen in seine Taschen.
Noch eine ganze Zeitlang, als ich wieder in meiner Bettstatt lag
Hörte ich ihn sein lustiges Lied pfeifen. (BRECHT 1988c: 96)

Mit Brecht ist in Eigentumsangelegenheiten gut Kirschen essen. Weder geraubter Schlaf noch gestohlene Früchte und auch kein dreist-kollegiales Nicken, mit dem der Dieb beim Bestohlenen noch zur Tatzeit um Einverständnis buhlt, können bei ihm irgendeine Reaktion hervorrufen. Zwar geht es vordergründig um Eigentum schlechthin, doch werden hier die Früchte vorsorglich „lange vor Hahnenschrei“ gesucht und gepflückt und der Geprellte aus seiner „Bettstatt“ getrieben. Dort geht ihm „eine ganze Zeitlang“ das „lustige Lied“ des Anderen nicht aus dem Kopf, gepiffen aus Übermut oder gar geschickt zur Balz

inszeniert. Kirschbäume und Kirschen sind symbolisch eindeutig besetzt.⁶ Was erstaunt – ist man den daran sich anknüpfenden Überlegungen zu Brechts Meinung über Liebe und Besitz zu folgen bereit –, ist das Maß an Gelassenheit, mit der er dem Eindringling und Räuber begegnet. Sozialistisches Ideal oder lethargisches Gewährenlassen? Treue ist für Brecht dort ein verlustreicher Begriff – und hat, wieder ganz mit barocker Reminiszenz, Reue zum Reim – wo sie den Wandel zum Besseren blockiert, wo etwas in seinem Gang behindert wird, wo am Ende zwischen ungeliebter Vergangenheit und nicht eben verheißungsvoller Zukunft die letzte Hoffnung in der Wandelbarkeit der Gegenwart liegt. Nur hier, im Gegenwärtigen, drängt er zu Eile:

Ich bin nicht gern, wo ich herkomme.
Ich bin nicht gern, wo ich hinfahre.
Warum sehe ich den Radwechsel
Mit Ungeduld? (BRECHT 1988d: 310)

Mit Besitz und Eigentum pflegte Brecht eher lässig umzugehen,⁷ und in seinen schönsten Liebesgedichten sind Liebe und Sexualität auf eine Weise entkoppelt (BRECHT 1993a: 312), dass von einer Problematisierung Besitz ergreifender Liebe und daraus sich entwickelnder Gefühlsgewalten wie Eifersucht kaum gesprochen werden kann. Immer die Gegenwart als Frontlinie seines Denkens im Auge, ist ihm ein bürgerliches und intellektuelles Laster, nämlich die Vergesslichkeit, auch in berücksichtigenden Situationen um Liebe und Leid zur dankenswerten Eigenschaft geraten.

Gut ist die Vergesslichkeit!
[...]
Wie erhöbe sich ohne das Vergessen der
Spurenverwischenden Nacht der Mensch am Morgen?
[...]
Die Schwäche des Gedächtnisses verleiht
den Menschen Stärke. (BRECHT 1993b: 422)

Eine ‚unzeitgemäße Betrachtung‘ wie sie im Blick auf den *Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben* (1874) durch Nietzsche schon formuliert war und eine Einsicht in die *Genealogie der Moral* (1887) ermöglicht, die weniger am Leben als vielmehr am Glauben an Erkenntnis gewachsen zu sein scheint. Auch der Eifersüchtige zeigt ein geradezu manisches Interesse an einer Wahrheit, die sich in einen denkwürdigen Gegensatz zu allen existenz- und lebenbejahenden Kräften positioniert. Sein schlechtes Gewissen redet dem Partner eins ein, sofern es dort, wo kein faktischer ‚Vertragsbruch‘ vorliegt, dem Anderen einen solchen

6 „In der christlichen Ikonographie kommt der K[irschbaum] als Baum des biblischen Sündenfalls vor [...]. Die Kirschen werden verschiedentlich als erotische Anspielung gedeutet [...]. ‚Kirschen brechen‘ kann auf verbotenen Liebesgenuss hinweisen. In vorweihnachtlicher Zeit [...] geschnittene und dann aufblühende Kirschzweige gelten als Glückssymbol, als Lebensruhe und als Hinweis auf baldige Hochzeit.“ (LURKER 1988: 372)

7 Auch in der Frage des geistigen Eigentums nahm es Brecht nicht so genau. Zum bekannten Plagiat-Vorwurf von Alfred Kerr im Zusammenhang mit der *Dreigroschenoper* vgl. KESTING (1988: 45ff).

Bruch als von dessen Seite her immer potentiell mitgedacht und damit schon ideell vollzogen vorhält. Auch vermeintliche Dinge gewinnen dann durch ihr Geschichtlichwerden an Realität, die, wie alles Vergangene, irreversibel ist. Dagegen ist Vergesslichkeit lebensnah.

Vergeßlichkeit ist keine bloße *vis inertiae*, wie die Oberflächlichen glauben, sie ist vielmehr ein aktives, im strengsten Sinne positives Hemmungsvermögen, [...]. Der Mensch, in dem dieser Hemmungsapparat beschädigt wird und aussetzt, ist einem Dyspeptiker zu vergleichen [...] – er wird mit nichts ‚fertig‘... Eben dieses notwendig vergeßliche Tier, an dem das Vergessen eine Kraft, eine Form der ‚starken‘ Gesundheit darstellt, hat sich nun ein Gegenvermögen angezchtet, ein Gedächtnis, [...] als seine ‚Mnemotechnik‘. ‚Man brennt etwas ein, damit es im Gedächtnis bleibt: nur was nicht aufhört, >weh zu tun<, bleibt im Gedächtnis‘ – das ist ein Hauptsatz aus der allerältesten (leider auch allerlängsten) Psychologie auf Erden. (NIETZSCHE: 1990: 49f., 53)

Auch der auf die Zukunft hin sich äußernde Verdacht über einen durch zukünftige Untreue zu erleidenden Verlust ist einer, der aus der Vergangenheit wirkt. Eifersucht als Ohnmachtsgebärde gegen die Irreversibilität der Zeit ist schmerzhaft Erfahrung von Vergänglichkeit innerhalb eines Bezirks, der unter dem Begriff der romantischen Liebe und den sie definierenden Ausschließlichkeitsanspruch, ebenjene Vergänglichkeit zu bannen sucht. Was sie erleidet, ist durch keine Strafe zu sühnen, und keine Tat wird durch Strafe ungetan. Daher kooperiert das Gefühl der Eifersucht so eng mit dem Gedanken der Rache.

‚Es war‘: also heißt des Willens Zähneknirschen und einsamste Trübsal. Ohnmächtig gegen das, was getan ist – ist er allem vergangenen ein böser Zuschauer. [...] Dies, ja dies allein ist ‚Rache‘ selber: des Willens Widerwille gegen die Zeit und ihr ‚Es war‘. (NIETZSCHE 1982: 142f.)⁸

Neid und Eifersucht sind daher als „Schamteile der menschlichen Seele“ (NIETZSCHE 1967b: 333) Ausgeburten eines schlechten Gewissens als Ausdruck einer nach innen gerichteten Gewalt, die, aus dem Geist des Ressentiments (NIETZSCHE 1967a: 27-30; SCHELER 1955: 33-147) schöpfend, dem Leben das Vitale nachträgt und sich mit der Moral der Schlechtweggekommenen durch stetiges Verantwortlichmachen der Anderen aus der Verantwortung für sich selbst stiehlt.

8 Vgl. hierzu die Deutung dieser Stelle durch Martin HEIDEGGER (1978: 112): „Nietzsche bestimmt die Rache als ‚des Willens Widerwille gegen die Zeit und ihr >Es war<‘. Diese nachgetragene Bestimmung hebt nicht einen vereinzelt Charakter der Zeit unter Vernachlässigung der beiden anderen einseitig heraus, sondern sie kennzeichnet den Grundzug der Zeit in ihrem ganzen und eigentlichen Zeitwesen. Mit dem ‚und‘ in der Wendung ‚die Zeit und ihr >Es war<‘ leitet Nietzsche nicht zu einer bloßen Anfügung eines besonderen Zeitcharakters über. Das ‚und‘ bedeutet hier soviel wie: und das heißt. Rache ist des Willens Widerwille gegen die Zeit und das heißt: gegen das Vergehen und sein Vergängliches. Dieses ist für den Willen solches, wogegen er nichts mehr ausrichten kann, woran sein Wollen sich ständig stößt.“

Nur wer Abschied nehmen kann, wer lassen kann, was hinter ihm liegt oder ihm unerreichbar entzogen ist, wer sich nicht an das Vergangene als etwas, was er nicht lassen kann, festklammert, vermag überhaupt Zukunft zu haben. (GADAMER 1972: 234)

Dieser Exkurs zum Denken Nietzsches ist notwendig, um die ahistorische Sichtweise von Rilke und Benn verstehen zu können. Wo in Kreisläufen statt in dialektischen Stufen gedacht wird, gibt es keine eigentliche Aktualität und, außer der Lehre von der ewigen Wiederkehr des Gleichen, keine historische Erkenntnis, an der sich Sinn festmachen ließe. Leben als vorübergehende Erscheinung neigt auf seine apprehensive Art, sich selbst als autonom zu setzen, und jagt dennoch im Taumel vitaler Interessen den Sinnbeweisen hinterher:

Wo alles sich durch Glück beweist
und tauscht den Blick und tauscht die Ringe
im Weingeruch, im Rausch der Dinge –:
dienst du dem Gegenglück, dem Geist. (BENN 1982e: 281)

Hier werden von Benn, ganz im Sinne einer bewussten und lebenslang kultivierten Konzeption von Doppelleben, beide Sphären der Existenz, die sinnliche und geistige, in den Grenzbereich von Imitation und Intimität geführt. Dort, wo das lyrische Wort statisch in die Dinge fährt, um sie zu bannen, findet in produktiver Vereinsamung ein Begegnen auf einem uneinholbaren Intimitätsstandard statt, doch bleibt es selbstbezogen und zurückgeworfen auf den Verlust des Glaubens, es gebe außerhalb des artistischen Wortes noch etwas anderes von Bestand.

die Dinge dringen kalt in die Gesichte
und reißen sich der alten Bindung fort,
es gibt nur ein Begegnen: im Gedichte
die Dinge mystisch bannen durch das Wort.
[...]
ein Jahr am Steingeröll der Weltgeschichte,
Geröll der Himmel und Geröll der Macht,
und nun die Stunde, deine: im Gedichte
das Selbstgespräch des Leides und der Nacht. (BENN 1982f: 300)

Als brillant formulierter Ekel vor der Welt gewährt Benns Lyrik einem Gefühl, das innerweltlich einem Halten, auch einem letzten, sich ergibt, keinen Raum. Liebe in ihrer höchsten Form ist – ganz im Sinne Nietzsches – Verachtung zur Seite gestellt. Was in der Welt dagegen unter dem Begriff der Liebe verstanden wird, ist selbst verächtlich:

Verächtlich sind die Liebenden, die Spötter,
alles Verzweifeln, Sehnsucht, und wer hofft. (BENN 1982c: 47)

Als Hoffender ist der Eifersüchtige immer im ‚Rausch der Dinge‘ und damit Fahrender des Karussells, dem er nicht ansichtig wird. Eifersucht ist eine ästhetische Unzulänglichkeit, da sie einen Verlust angelegentlich beklagt, der als solcher lediglich mit zur Ästhetik des Lebens zu rechnen ist. Als Kehrseite der ‚Beggattungsclownerie‘ (BENN 1982e: 166) des Lebens verkennt sie sowohl die

Vorläufigkeit im Blick auf die ewige Wiederkehr des immer Gleichen – „Eine Frau ist etwas für eine Nacht. / Und wenn es schön war, noch für die nächste!“ (BENN 1982a: 35) – als auch die letztendliche Selbstbezüglichkeit der Kreatur, trotz männlich-rationalistisch durchformtem Hang zur Synthese, denn auch „was sich noch der Frau gewährt, ist dunkle süße Onanie.“ (BENN 1982d: 115) Dem umtriebigen Erkenntnisthunger des Eifersüchtigen setzt Benn das Sättigungsgefühl des beharrlichen Agnostikers entgegen und kann dennoch eine Art Anflug von Eifersucht gegenüber denen nicht verhehlen, die er im vorzivilisierten, unkultivierten, gewissermaßen mythologischen Zustand weiß. Das ‚Gegenstück‘ des Europäers nimmt sich im Vergleich zu Alaska aus wie ein Temperatursturz des Lebens:

Europa, dieser Nasenpopel
aus einer Konfirmandennase,
wir wollen nach Alaska gehn.

Der Meermensch, der Urwaldmensch,
der alles aus seinem Bauch gebiert,
der Robben frißt, der Bären totschrägt,
der den Weibern manchmal was reinstößt:
der Mann. (BENN 1982b: 42)

Damit benennt Benn einen irreparablen Zivilisationsschaden, der sich an die soziale Wiedergeburt des Menschen knüpfen lässt. Mit ihr und die durch sie erworbenen kommunikativen Kompetenzen ist die monologische Existenz zum unverstandenen Fragment deklassiert worden, und dennoch konturieren gerade jene Kompetenzen Narben der Eifersucht auf eine verloren gegangene Proportionalität zwischen Mensch und Welt. Was ist überhaupt Kontinuität der Persönlichkeit? Für Benn wird sie „gewährt von den Anzügen, / die bei gutem Stoff zehn Jahre halten“ (BENN 1982h: 379).

Eifersucht ist Ahndung fremder Wahlverwandtschaft, sagt Goethe. Für seine Verwandtschaft mag man sich mitunter schämen, doch hat man nur bedingt auch für sie einzustehen. Für die Wahl gilt ein anderes Rechtsempfinden. Die Ohnmacht der Eifersucht schillert durch diese Differenz. Die etymologische Nähe von Ahnung und Ahndung geleitet das Gefühl für das Kommende in das Reich der Strafe. Weder mit Rücksicht auf sich und das, was zu verlieren ist, straft der Eifersüchtige, sondern in aller Voraussicht auf das, was er kommen sieht. Er verkennt dabei, dass ein eigentliches Verlieren existentiell so unmöglich ist, wie ein eigentliches Besitzen. „Verweilung, auch am Vertrautesten nicht, / ist uns gegeben;“ (RILKE 1987f: 93) sagt Rilke daher ohne den lustvollen Schmerz der Reminiszenz, denn dass dies so ist, ist die Voraussetzung dafür, dass Wahlverwandtschaften sich antragen können. Nicht mehr verweilen, heißt nicht, auszumerzen, verweilt zu haben, und das, was kommt, ist in gewisser Weise schon da, denn „Kommendes ist nie ganz fern; Entflohenes / nie ganz fortgenommen wenn es floh –; [...]“ (RILKE 1987g: 202) Dies klingt zunächst gegen Nietzsches Kräftigung des *hic et nunc*, gegen Brechts konziliantes Lob der Vergesslichkeit, gegen Benns zur Obduktion freigegebene Geschichtlichkeit

der Dinge, und meint doch nur die irdische Existenz als Zentrum und Maß aller Dinge. So wie der Tod den Kern des Lebens bildet, sind Begegnen und Abschiednehmen Seinsweisen der Liebe, die hierdurch nicht gefährdet wird, sich vielmehr erst innerhalb dieses Bezirks als Ganzem konstituiert. Verlieren ist unveräußerlicher Besitz von Existenz.

Auch noch Verlieren ist ‚unser‘; und selbst das Vergessen
hat noch Gestalt in dem bleibenden Reich der Verwandlung.
Losgelassenes kreist; und sind wir auch selten die Mitte
einem der Kreise: sie ziehn um uns die heile Figur. (RILKE 1987i: 259)

Vergessen ist die Grundlage der Erinnerung, nicht umgekehrt, d. h.: Solange etwas nicht vergessen ist, ist ein Erinnern als ein Gegenwärtigen nicht möglich. Die Formel bei Rilke heißt: Verwandlung. Nur in ihr ist Gewähr für Leben.

Wolle die Wandlung, O sei für die Flamme begeistert,
drin sich ein Ding dir entzieht, das mit Verwandlungen prunkt;
jener entwerfende Geist, welcher das Irdische meistert,
liebt in dem Schwung der Figur nichts wie den wendenden Punkt.
Was sich ins Bleiben verschließt, schon ‚ists‘ das Erstarrte; [...].
(RILKE 1987e: 758)

Dieser imperativische Einsatz einer Lebensphilosophie kennt lediglich „den Glanz der Eifersucht / der Toten“ (RILKE 1987e: 739) – im griechischen Sinne und darüber hinausweisend. Daher darf bei allem irdischen Verlust „Nur im Raum der Rühmung (...) die Klage / gehn, (...)“ (RILKE 1987e: 735)

Der Eifersüchtige ist ein Vorläufer, sofern er die Klage über einen möglichen Verlust zu seinem ‚Gesang des Dasein‘ macht; und dennoch ist er ein Harrender, sofern er die Vorläufigkeit seines Handelns nicht als solche erkennt. Demgegenüber empfiehlt Rilke als Schritt ins Leben: „Sei allem Abschied voran, als wäre er hinter / dir, wie der Winter, der eben geht.“ (RILKE 1987e: 759) Dies ist in aller Radikalität lebensnah, denn es erkennt im Glück nichts anderes als den „voreilige[n] Vorteil eines nahen Verlusts“ (RILKE 1987d: 717) dort, wo es sich im Denken und Entwerfen als Besitzstandswahrung versteht.

Diese Fragen betreffen Existenz unmittelbar, und so mag ontologische Terminologie, die seitens Heidegger zeitlich direkt an Rilkes späte Gedichte anschließt, ein Ansatz sein, das Gedankenfeld Rilkes an diesem Punkt abzustecken.

Fürsorgliches Handeln ist geleitet von einem Einspringen im Konkreten, sowie in einem Vorausspringen in das Seinkönnen des Anderen. Nur aus dem Voraussein aufgrund jenes Vorausspringens ist Rücksicht und Nachsicht möglich. Bleibt oder verhält sich dieses Jemandem-etwas-Nachsehen indifferent, verkehrt es sich von der Fürsorge in die Gleichgültigkeit oder wird als solche interpretiert. Der Eifersüchtige, geleitet von der Furcht des Verlusts, sorgt sich dagegen in der Weise der Umsicht. Er ist schlau, umsichtig, um nicht aus Nachsichtigkeit am Ende nichts, d. h.: nichts anderes als das Nachsehen zu haben (HEIDEGGER 1963: 123). Dasein spricht als Sorge, und deren ontologischer Sinn enthüllt sich als Zeitlichkeit. Ihr primärer Sinn ist die Zukunft. Auf deren Erwartungen gründet die Gegenwart (HEIDEGGER 1963: 323f.).

Dem Eifersüchtigen muss dieser Sinn von Sorge verschlossen bleiben. Im Bild von der „Schaukel des Herzens“ hat Rilke der Sorge die Richtung genannt:

Aber nicht Bleiben
ist im Schwunge der Sinn. [...]

Unten, dazwischen, das Zögern, der irdische Zwang,
[...]

Aber von Endpunkt zu Endpunkt
meines gewagtesten Schwungs nehm ich ihn schon in
Besitz:
Überflüsse aus mir stürzen dorthin und erfüllen ihn,
spannen ihn fast. Und mein eigener Abschied,
wenn die werfende Kraft an ihm abbricht,
macht ihn mir eigens vertraut. (RILKE 1987h: 254)

Literatur

BÄCHTOLD-STÄUBLI, Hanns (Hg.) (1934/35): *Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens*. Bd. 6: Mauer-Pflugbrot. Berlin: de Gruyter.

BENN, Gottfried (1950): *Doppelleben*. Wiesbaden: Limes.

BENN, Gottfried (1982a [1912]): D-Zug. – In: Ders., *Gedichte in der Fassung der Erstdrucke* (= Gesammelte Werke in der Fassung der Erstdrucke, 1). Frankfurt/M.: Fischer, 35.

BENN, Gottfried (1982b [1913]): Alaska I. – In: Ders., *Gedichte in der Fassung der Erstdrucke* (= Gesammelte Werke in der Fassung der Erstdrucke, 1). Frankfurt/M.: Fischer, 42.

BENN, Gottfried (1982d [1917]): Synthese. – In: Ders., *Gedichte in der Fassung der Erstdrucke* (= Gesammelte Werke in der Fassung der Erstdrucke, 1). Frankfurt/M.: Fischer, 115.

BENN, Gottfried (1982e [1925]): Banane. – In: Ders., *Gedichte in der Fassung der Erstdrucke* (= Gesammelte Werke in der Fassung der Erstdrucke, 1). Frankfurt/M.: Fischer, 166.

BENN, Gottfried (1982c [1913]): Alaska VI. – In: Ders., *Gedichte in der Fassung der Erstdrucke* (= Gesammelte Werke in der Fassung der Erstdrucke, 1). Frankfurt/M.: Fischer, 47.

BENN, Gottfried (1982e [1936]): Einsamer nie. – In: Ders., *Gedichte in der Fassung der Erstdrucke* (= Gesammelte Werke in der Fassung der Erstdrucke, 1). Frankfurt/M.: Fischer, 281.

BENN, Gottfried (1982h [1950]): Fragmente. – In: Ders., *Gedichte in der Fassung der Erstdrucke* (= Gesammelte Werke in der Fassung der Erstdrucke, 1). Frankfurt/M.: Fischer, 379.

BENN, Gottfried (1982f [1941]): Gedichte. – In: Ders., *Gedichte in der Fassung der Erstdrucke* (= Gesammelte Werke in der Fassung der Erstdrucke, 1). Frankfurt/M.: Fischer, 300.

BENN, Gottfried (1982g [1952]): Verzweiflung II. – In: Ders., *Gedichte in der Fassung der Erstdrucke* (= Gesammelte Werke in der Fassung der Erstdrucke, 1). Frankfurt/M.: Fischer, 410.

BENN, Gottfried (1987a [1921]): Epilog und lyrisches Ich. – In: Ders., *Sämtliche Werke*. Bd. 3: Prosa. 1. Hrsg. v. Gerhard Schuster (= Stuttgarter Ausgabe). Stuttgart: Klett-Cotta, 127-133.

BENN, Gottfried (1987b [1951]): *Die Stimme hinter dem Vorhang und andere Szenen*. München: dtv.

BRECHT, Bertold (1988a [1939]): An die Nachgeborenen. – In: Ders., *Werke*. Bd. 12: Gedichte 2 (= Berliner und Frankfurter Ausgabe). Hg. v. Werner Hecht u. a. Berlin u. a.: Aufbau, Suhrkamp, 47.

- BRECHT, Bertold (1988b [1938]): Der Kirschdieb. – In: Ders., *Werke*. Bd. 12: Gedichte 2 (= Berliner und Frankfurter Ausgabe). Hg. v. Werner Hecht u. a. Berlin u. a.: Aufbau, Suhrkamp, 96.
- BRECHT, Bertold (1988c [1927]): Vom armen B. B. (Die Hauspostille). – In: Ders., *Werke*. Bd. 11: Gedichte 1 (= Berliner und Frankfurter Ausgabe). Hg. v. Werner Hecht et al. Berlin: Aufbau, Suhrkamp, 117-120.
- BRECHT, Bertold (1988d [1953]): Der Radwechsel (Buckower Elegien). – In: Ders., *Werke*. Bd. 12: Gedichte 2 (= Berliner und Frankfurter Ausgabe). Hg. v. Werner Hecht et al. Berlin: Aufbau, Suhrkamp, 310.
- BRECHT, Bertold (1993a [1925]): Entdeckung an einer jungen Frau. – In: Ders., *Werke*. Bd. 13: Gedichte 3 (= Berliner und Frankfurter Ausgabe). Hg. v. Werner Hecht et al. Berlin: Aufbau, Suhrkamp, 312.
- BRECHT, Bertold (1993b [1938]): Lob der Vergesslichkeit. – In: Ders., *Werke*. Bd. 14: Gedichte 4 (= Berliner und Frankfurter Ausgabe). Hg. v. Werner Hecht et al. Berlin: Aufbau, Suhrkamp, 422-425.
- BRECHT, Bertold (1967a): Die Dreigroschenoper. – In: *Gesammelte Werke*. Bd. 2. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- BRECHT, Bertold (1967b [1928/29]): Aufstieg und Fall der Stadt Mahagonny. – In: *Gesammelte Werke*. Bd. 2. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- GADAMER, Hans-Georg (1967a): Rainer Maria Rilkes Deutung des Daseins. – In: Ders., *Kleine Schriften II*. Tübingen: Mohr, 178-187.
- GADAMER, Hans-Georg (1967b): Mythopoietische Umkehrung in Rilkes Duineser Elegien. – In: Ders., *Kleine Schriften II*. Tübingen: Mohr, 194-209.
- GADAMER, Hans-Georg (1972 [1969]): Über leere und erfüllte Zeit. – In: *Kleine Schriften III*. Tübingen: Mohr: 221-236.
- GOETHE, Johann Wolfgang von (1981): Die Leiden des jungen Werther. – In: Ders., *Werke*. Bd. 6: Romane und Novellen (= Hamburger Ausgabe). Hg. v. Erich Trunz. München: Beck, 7-124.
- GRIMM, Jacob und Wilhelm (1999 [1862]): *Deutsches Wörterbuch*, Bd. 3. München: dtv, 91.
- GRUBER, Hans-Günter (⁶1995): Eifersucht. – In: Kasper, Walter (Hg.), *Lexikon für Theologie und Kirche*. Freiburg: Herder, 526.
- HEIDEGGER, Martin (¹⁰1963 [1926]): *Sein und Zeit*. Tübingen: Niemeyer.
- HEIDEGGER, Martin (⁴1978): Wer ist Nietzsches Zarathustra? – In: Ders., *Vorträge und Aufsätze*. Pfullingen: Neske: 97-122.
- HENKEL, Arthur (Hg.) (1978): *Emblemata. Handbuch der Sinnbildkunst*. Stuttgart: Metzler.
- KESTING, Marianne (⁷1998): *Berthold Brecht. Mit Selbstzeugnissen und Bilddokumenten*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- LENNIG, Walter (1962): *Gottfried Benn. In Selbstzeugnissen Und Bilddokumenten*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- LURKER, Manfred (⁴1988): *Wörterbuch der Symbolik*. Stuttgart: Kröner.
- NIETZSCHE, Friedrich (1967 [1886]): *Menschliches, Allzumenschliches* (= Kritische Gesamtausgabe, 4/2). Hg. v. Giorgio Colli und Mazzimo Montinari. Berlin: De Gruyter.
- NIETZSCHE, Friedrich (⁷1982 [1883/85]): *Also sprach Zarathustra. Ein Buch für alle und keinen*. Frankfurt/M.: Insel.

- NIETZSCHE, Friedrich (1994 [1887]): Zur Genealogie der Moral. – In: Ders., *Das Hauptwerk*. Bd. 4. Hg. v. Jost Perfahl. München: Nymphenburger.
- RILKE, Rainer Maria (1980): Rilke an Emanuel von Bodman (17. August 1901). – In: Ders., *Briefe*. Hg. v. Rilke-Archiv in Verbindung mit Ruth Sieber-Rilke, Frankfurt/M.: Insel, 29.
- RILKE, Rainer Maria (1987a [1907]): Neue Gedichte. – In: *Sämtliche Werke*. Bd. 1: Gedichte, erster Teil. Frankfurt/M.: Insel, 479-554.
- RILKE, Rainer Maria (1987b [1908]): Requiem. Für eine Freundin. – In: *Sämtliche Werke*. Bd. 1: Gedichte, erster Teil. Frankfurt/M.: Insel, 645-656.
- RILKE, Rainer Maria (1987c [1908]): Requiem. Für Wolf Graf von Kalckreuth. – In: *Sämtliche Werke*. Bd. 1: Gedichte, erster Teil. Frankfurt/M.: Insel, 657-664.
- RILKE, Rainer Maria (1987d [1922]): Duineser Elegien. – In: *Sämtliche Werke*. Bd. 1: Gedichte, erster Teil. Frankfurt/M.: Insel, 683-726.
- RILKE, Rainer Maria (1987e [1922]): Die Sonette an Orpheus. – In: *Sämtliche Werke*. Bd. 1: Gedichte, erster Teil. Frankfurt/M.: Insel, 727-773.
- RILKE, Rainer Maria (1987f [1914]): An Hölderlin. – In: *Sämtliche Werke*. Bd. 2: Gedichte, zweiter Teil. Frankfurt/M.: Insel, 93.
- RILKE, Rainer Maria (1987g [1906]): <Aus dem Gästebuch von Karl und Elisabeth von der Heydt II>. – In: *Sämtliche Werke*. Bd. 2: Gedichte, zweiter Teil. Frankfurt/M.: Insel, 202.
- RILKE, Rainer Maria (1987h [1923]): Zueignung an M.... – In: *Sämtliche Werke*. Bd. 2: Gedichte, zweiter Teil. Frankfurt/M.: Insel, 254f.
- RILKE, Rainer Maria (1987i [1924]): Für Hans Carossa. – In: *Sämtliche Werke*. Bd. 2: Gedichte, zweiter Teil. Frankfurt/M.: Insel, 259.
- RILKE, Rainer Maria (1987j [1910]): Die Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge. – In: *Sämtliche Werke*. Bd. 6. Frankfurt/M.: Insel.
- RÜHMKORF, Peter (²1995): Gottfried Benn: Mann und Frau gehen durch die Krebsbaracke. – In: Reich-Ranicki, Marcel (Hg.), *1000 deutsche Gedichte und ihre Interpretationen*. Bd. 6. Frankfurt/M.: Insel, 211-217.
- SCHELER, Max (⁴1955 [1915]): Das Ressentiment im Aufbau der Moralen. – In: Ders., *Gesammelte Werke*. Bd. 3: Vom Umsturz der Werte. Hg. v. Maria Scheler. Bonn: Bouvier, 33-147.